

Dr. Friedrich Emanuel Wieser
Ju05 | Jüdische Gruppen
Die Samariter (Samaritaner)

Die Samariter in der Lebenswelt Jesu

Die Samariter haben für uns ein positives Image. Vor allem das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10,29-37) hat unser Bild von den Samaritern geprägt. Ein soziales Hilfswerk, der Arbeiter Samariter Bund, trägt den Begriff bis heute in die Mitte unserer Gesellschaft. Der Samariter im Gleichnis hatte die Augen offen für menschliche Not und reagierte darauf wie selbstverständlich, ohne lange zu überlegen. Weniger bekannt ist die andere Stelle, wo ein Samariter als Vorbild dient: In der Erzählung von der Heilung der zehn Aussätzigen kehrt nur einer zu Jesus zurück, dankt ihm und preist Gott für seine Heilung. Und das war ein Samariter (Lk 17,11-19).

Doch aufs Ganze gesehen spielten die Samariter in der Welt Jesu eine konflikträchtige Rolle. Dem müssen wir nachgehen, wenn wir ein realistisches Bild von dieser Bevölkerungsgruppe bekommen wollen.

Die Gehässigkeit, die zwischen Juden und Samaritern herrschte, zeigt sich in Lukas 9,51-56: „Jesus machte sich fest entschlossen auf den Weg nach Jerusalem. ⁵²Er schickte Boten voraus. Die kamen in ein Dorf der Samariter und wollten dort für ihn eine Unterkunft suchen. ⁵³Doch die Dorfbewohner nahmen Jesus nicht auf, weil Jerusalem sein Ziel war. ⁵⁴Als die Jünger Jakobus und Johannes das erfuhren, sagten sie: »Herr, wenn du willst, befehlen wir: ›Feuer soll vom Himmel fallen und sie vernichten!« ⁵⁵Da drehte er sich zu ihnen um und wies sie streng zurecht. ⁵⁶Dann zogen sie weiter in ein anderes Dorf.“ Samarien lag wie ein Riegel zwischen Galiläa und Judäa. Wenn man als Jude aus Galiläa zu den großen Festen nach Jerusalem pilgerte, musste man durch das Gebiet der Samariter, wenn man nicht sehr weite Umwege auf sich nehmen wollte.

Innerhalb seines irdischen Wirkens sah sich Jesus ganz fokussiert zum Volk Israel gesandt. In seinem Aussendungswort Matthäus 10,5-8 teilt Jesus die Sichtweise seiner jüdischen Zeitgenossen, dass die Samariter nicht im vollen Sinn dazugehörten: „⁵(Bei der Aussendung) forderte Jesus die zwölf Jünger auf: Nehmt keinen Weg, der zu den Heiden führt! Und geht in keine Stadt, die den Samaritern gehört! ⁶Geht stattdessen zu den verlorenen Schafen: den Menschen, die zum Volk Israel gehören!“

Jesus hat diese Grenze seines irdischen Auftrags weitgehend eingehalten, die bittere Gehässigkeit seiner religiösen Umgebung aber nicht geteilt. Denn „Samariter“ konnte als Schimpfwort für einen religiös Wahnsinnigen gebraucht werden. Johannes 8,47-48: Als Jesus der religiösen Elite vorwirft: „Ihr könnt meine Worte nicht aufnehmen, weil ihr nicht von Gott seid,“ antworteten die Juden: „⁴⁸Sagen wir nicht mit Recht, dass du ein Samariter bist und von einem Dämon besessen bist?“

Die differenzierteste Darstellung der Samariter finden wir in Johannes 4, in der Begegnung Jesu mit der samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen.

Wieder mussten Jesus und seine Jünger auf dem Weg nach Jerusalem durch das Gebiet der Samariter. „⁵Unterwegs kam er nach Sychar, einem Ort in Samarien. In seiner Nähe liegt das Grundstück, das Jakob einst seinem Sohn Josef vererbt hatte. ⁶Dort befand sich der Jakobsbrunnen.“ Hier begegnet uns der Bezug zur frühisraelitischen Zeit, bevor Jerusalem zum politischen und religiösen Zentrum wurde. Viele der alten Heiligtümer lagen im späteren Gebiet der Samariter. Als Jesus die Frau, die zum Brunnen kommt, darum bittet, ihm zu trinken zu geben,

antwortet sie: „⁹»Du bist ein Jude, und ich bin eine Samariterin. Wie kannst du mich um etwas zu trinken bitten?« Denn die Juden vermeiden jeden Umgang mit Samaritern“, ergänzt Johannes.

Als Jesus im folgenden Gespräch auf ihre private Situation eingeht – sie war mehrmals verheiratet bzw. lebt aktuell unverheiratet mit einem Mann zusammen – weicht die Frau auf eine theologische Standardfrage aus: „¹⁹»Herr, ich sehe: Du bist ein Prophet! ²⁰Unsere Vorfahren haben Gott auf dem Berg dort verehrt. Aber ihr behauptet, dass sich in Jerusalem der richtige Ort befindet, um Gott zu verehren!« ²¹Da antwortet Jesus: »Glaub mir, Frau: Es kommt die Stunde, in der ihr den Vater weder auf diesem Berg noch in Jerusalem verehren werdet... Dann werden die Menschen, die Gott wirklich verehren, den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten.« Die Frau wirft ein: „²⁵Ich weiß, dass der Messias kommt. Man nennt ihn auch Christus – den Gesalbten. Wenn der kommt, wird er uns über all das Auskunft geben.« ²⁶Jesus antwortete: »Ich bin es. Ich, der mit dir spricht.« Es folgt das Gespräch über das „lebendige Wasser“. Im weiteren Verlauf dieser Begebenheit wird dann erzählt, dass viele Samariter zum Glauben an Jesus kommen.

Wir nehmen aus dieser Begegnung mit, dass die Frage der alten Heiligtümer, der Väter, ganz besonders wichtig ist. Und wir hören hier, dass es vor allem auch darum geht, auf welchem Berg Gott legitim verehrt werden soll, auf dem Berg Garizim oder auf dem Berg Zion in Jerusalem.

Die Geschichte der Samariter

In der Bezeichnung „Samariter“ bzw. „Samaritaner“ hat sich der Name der Stadt Samarien erhalten. Sie war die Hauptstadt des Nordreiches Israel nach der Abspaltung vom Südreich Juda (926 v. Chr., vgl. 1 Könige 12). Doch die Bruchlinie zwischen diesen beiden Gruppen ist wesentlich älter.

Schon in altisraelitischer Zeit finden sich Anzeichen einer Spannung zwischen den Stämmen im Norden und dem Stamm Juda. David musste seine Königsherrschaft separat für „Israel“ und für „Juda“ etablieren. Er machte die davor jebusitische Stadt Jerusalem zum verbindenden Zentrum. Im Verlauf der weiteren Entwicklungen kam es zur sogenannten „Kultkonzentration“ in Jerusalem, sodass alle Israeliten nur dort anbeten durften. Die alten Heiligtümer aus der vormonarchischen Zeit der Stämmeallianz, von denen einige auf dem Boden des späteren Nordreiches lagen, verloren ihre Bedeutung. Es scheint, dass diese Kultkonzentration von den Nordstämmen nie wirklich mitgetragen wurde.

Als nach Salomos Tod die von David gekittete Einheit wieder auseinanderbrach und die 10 Stämme sich von Juda und dem Haus David lösten, führte Jerobeam I umgehend den Jahwekult an den Stätten der alten Heiligtümer in Bethel und Ai wieder ein. Die politischen Gründe werden in 1. Könige 12,28-32 erklärt. Mit diesen Gründungen trat auch der Kult um das goldene Kalb wieder auf, der den Glauben Israels von alters her wie ein Schatten begleitet hatte. Das goldene Kalb war sicher ein Macht- und Potenzsymbol für die Gottheit. Alte Darstellungen aus anderen Religionen lassen den Schluss zu, dass man sich das Stierkalb als sichtbares Reittier dachte, auf dem die unsichtbare Gottheit stand. Auch weitere kanaänische Elemente sickerten nach und nach in den Jahwekult nord-israelitischer Prägung ein und gaben ein eigenes Religionsgemisch ab, das vom Südreich vehement abgelehnt und bekämpft wurde.

Als das Nordreich 722 v. Chr. von den Assyrern erobert wurde (vgl. 2 Könige 17), verstärkte sich dieser Vermischungsprozess. Denn anders als die späteren Babylonier ließen die Assyrer die eroberten Völker nicht in geschlossenen Gruppen zusammenleben, sondern löschten ihre gemeinsame Identität aus, indem sie sie durch geplante Umsiedlungsaktionen mit anderen

Völkern durchmischten. Auch im Norden Palästinas wurden nach der Eroberung durch die Assyrer fremde Siedler sesshaft, die sich mit der verbleibenden Bevölkerung vermischten (2. Kön 17). So galten die „Samariter“ später als ethnisch und religiös „verunreinigt“.

In der nachexilischen Zeit kehrten viele Juden in mehreren Gruppen aus dem babylonischen Exil nach Jerusalem und Judäa zurück. Esra setzte auf Anordnung des persischen Großkönigs das jüdische Gesetz in Kraft. Lohse dazu (S.8): „Indem die Judäer darauf verpflichtet wurden und ein königlicher Erlass das Gesetz bestätigte, galt nun das Gesetz Israels als persisches Landrecht in Jerusalem und Judäa. Der Kultus der jüdischen Gemeinde stand daher unter dem Schutz der persischen Regierung, so dass sie ihr Leben nach den Vorschriften des Gesetzes ungehindert entfalten konnte. Diese Entwicklung weckte Neid und Missgunst bei den umgebenden Nachbarn und insbesondere bei den Einwohnern Samarias.“

Die Rückkehrer brachten das Selbstbewusstsein mit, im Feuer des Exils geläutert worden zu sein und nun das wahre Israel darzustellen. Sie hatten durch Kleiderordnung, Beschneidung und Sabbatbeachtung starke und sichtbare Abgrenzungen gegen Nichtjuden ausgebildet, die heiligen Überlieferungen gesammelt und in große schriftliche Zusammenhänge gebracht, die Regeln für die Anwendung der Tora auf neue Lebensbedingungen entwickelt und mit den Synagogenversammlungen Orte für kontinuierliche Glaubensunterweisung geschaffen.

Das daraus resultierende Überlegenheitsbewusstsein trieb den Keil zwischen Samaritern und Juden noch einmal tiefer. Die Heimkehrer grenzten sich scharf gegen die „Leute vom Land“, am-ha'arez, ab, zu denen sie ausdrücklich auch die Samariter zählten. Haggai 2,14 sagt: „Diese Leute sind gefährlich unrein.“ Sie boten ihre Hilfe beim Bau des Tempels und der Stadtmauer an, wurden aber zurückgewiesen. Samariter, die in Mischehen lebten, wie sie unter der im Land verbliebenden Bevölkerung verständlicherweise häufig waren, wurden von der Gottesdienstgemeinde ausgeschlossen.

Die Samariter wurden also als „Fremde“ ausgegrenzt, nicht als „verlorene Brüder“ integriert. Die resultierende Verbitterung und die wachsende Entfremdung führten letztendlich zur politischen Trennung der Provinzen Samaria und Juda. (Lohse S.8-9): „Die Nachkommen (der samaritanischen Bevölkerung) verehrten zwar Jahwe als den Gott des Landes, der dem Boden Fruchtbarkeit und Gedeihen verleiht, wurden aber von den Juden nicht als rechte Israeliten anerkannt. Daher sonderte sich die Jerusalemer Gemeinde, die durch Nehemia und Esra dazu angehalten worden war, keine Verbindungen mit den anderen Völkern einzugehen, von ihnen ab und pflegte keinen Austausch und Verkehr mit ihnen.“

Soweit die samaritanische Bevölkerung den Gott Israels verehrte, musste sie anfangs widerwillig nach Jerusalem pilgern, wo sie aber sehr unfreundlich empfangen wurde. (Lohse S.9): „Diese Entwicklung ließ daher bei den Samaritern den Wunsch aufkommen, ein eigenes Heiligtum zu errichten, durch das sie von Jerusalem unabhängig würden.“ Sie schufen sich eine Kultstätte auf dem Berg Garizim. Josephus berichtet in seinen *Antiquitäten* (XIII,74-79), die Samariter hätten unter Alexander dem Großen die Genehmigung zur Erweiterung ihrer Kultstätte auf dem Garizim zu einem Tempel bekommen. Voller Stolz wiesen die Samariter darauf hin, dass nicht Jerusalem, wohl aber ihr heiliger Berg Garizim im Gesetz des Mose ausdrücklich genannt wird (5. Mose 11,29; 27,12f.).

So schaukelte sich die bittere Feindschaft zwischen Samaritern und Juden fortwährend auf. Am Ende kam es zu kriegerischen Auseinandersetzungen. Im Jahre 128 v.Chr. wurde der Tempel auf dem Garizim unter dem Hohepriester und politischen Fürsten Johannes Hyrkan I zerstört. (Lohse 9): „Obwohl er von den Samaritern nicht wiederaufgebaut werden konnte, hielten sie doch unbeirrt am Garizim als ihrer heiligen Stätte fest. Noch heute feiert die kleine samaritanische Gemeinde an dieser Stelle alljährlich das Passafest nach dem von ihnen bewahrten uralten Brauch.“

In rabbinischen Schriften werden die Samariter den Heiden gleichgestellt. Die Samariter konterten mit der Verunglimpfung des Jerusalemer Tempels als „Misthaufen“. Eine Legende erzählt, dass die Samariter in einer Nachtaktion menschliche Gebeine im Tempelareal ausgestreut und sie damit kultisch entheiligten hätten.

Heute stellen die Samariter eine kleine, sehr konservative und beharrende Gruppe dar, die unter der Leitung eines Hohenpriesters steht und auf dem Berg Garizim nach wie vor die alten Feste mit Opferritualen begeht. Heute gibt es etwa 840 Samariter (Stand 2022). Sie leben im Dorf Kiryat Luza auf dem Berg Garizim, bei Nablus im Westjordanland und in der israelischen Stadt Cholon bei Tel Aviv.

Schon Johannes 4 lässt erkennen, dass die Samariter für das Evangelium offen waren. Nach anfänglichem Zögern (Mt 10,5f) überwand auch die Urgemeinde schon bald die Trennung, die zwischen Juden und Samariter bestand, und trug das Evangelium nach Samaria hinaus (Apg 8,4-25). Die alte Streitfrage, ob man auf dem Garizim oder in Jerusalem anbeten soll (Joh 4,20), war nun hinfällig, „denn Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh 4,24).

Samaritanische Schriften

Dass die Samariter in der nachexilischen Zeit anfangs noch zur Jerusalemer Kultgemeinde gehörten, ist daran erkennbar, dass sie mit den Juden die fünf Bücher Mose als heilige Schrift gemeinsam haben, nicht jedoch die übrigen Teile des alttestamentlichen Kanons. Die samaritanische Gemeinschaft hatte sich demnach von Jerusalem abgelöst, noch bevor die „nebbim“ (Propheten) und die „ketubim“ (die anderen Schriften) kanonisiert wurden. Also haben Samariter und Juden nur den Pentateuch, die Fünf Bücher Mose, gemeinsam. Allerdings gibt es auch hier etwa 6000 Varianten bzw. Abweichungen vom masoretischen Text, welcher die abschließende und offizielle Fassung der Heiligen Schrift für die Juden ist.

Die messianischen Erwartungen der Samariter richtete sich auf eine Gestalt „wie Mose“ mit königlichen und prophetischen Funktionen, doch dem Hohepriester unterstellt.

In welchem Sinn werden Samariter im NT als vorbildlich dargestellt?

Wir wollen am Schluss also noch einmal das aufgreifen, was wir im Anfangsteil über die Samariter in der Lebenswelt Jesu zusammengestellt haben.

Wir wissen inzwischen, welche Gehässigkeit zwischen Juden und Samaritern gewachsen war und dass die Samariter durchaus ihren Anteil an Beschimpfungen und Gemeinheiten dazu beigetragen hatten. Damit stellt sich umso schärfer die Frage, was Jesus erreichen wollte, wenn er z.B. den reisenden Händler aus Samarien auf dem steilen Anstieg von Jericho nach Jerusalem als Vorbild darstellt. Wollte er den Konflikt zwischen den jüdischen Gläubigen und ihm selbst weiter anheizen?

Das glaube ich nicht. Jesus wich wahrhaftig keiner Konfrontation aus und erwies sich als scharfsinnig und schlagfertig. Doch Jesus ging es nie bloß um die Lust an der Provokation. Es ging ihm um etwas Tieferes. Er erkennt nämlich bei den jüdischen Gläubigen seiner Zeit eine Tendenz, die er als höchst problematisch diagnostiziert. Es hatte sich die religiöse Denkweise eingenistet, bei allen Entscheidungen zu fragen, ob sie „verdienstlich“ seien, ob man also bei Gott dafür einen Lohn erwarten könne, eine Gutschrift auf das Konto der Gerechtigkeit vor Gott, das dann den Ausschlag über Heil und Unheil im letzten Gericht geben würde.

Jesus lehnt dieses Grundkonzept vollständig ab, weil aus seinem Gotteswissen der himmlische Vater und heilige Gott überquillt von Gnade und Barmherzigkeit und er auch unwürdige und religiös unfähige Menschen damit überflutet und zu sich zieht. Doch die von Jesus kritisierte Grundstruktur des Glaubens hat auch direkte Auswirkungen auf das Verhältnis eines religiösen Menschen zu einem anderen. Ein solches Rechnen und Kalkulieren zerstört die selbstverständliche, menschengemäße Reaktion auf Not und Leid, die ganz auf den anderen bzw. die andere gerichtet ist und nicht durch die Überlegung umgelenkt wird, ob man dafür etwas von Gott bekommt.

Da aber die Samariter als viel weniger religiös galten und die komplizierten Wege und Regelungen der damaligen jüdischen Religionspraxis nicht kannten bzw. nicht mitmachten, boten sie sich dafür an, das darzustellen, was Jesus besonders wichtig war.

Im Gleichnis folgt der zufällig am Schwerverletzten vorbeikommende Samariter ohne nachzudenken seinem Impuls: „Ich kann den hier nicht liegenlassen!“ - Nicht: „Was muss ich, religiös gesehen, tun? Was muss ich nicht tun? Verunreinige ich mich? Ist der da würdig oder unwürdig, einer von uns oder einer von den anderen?“. Nein, seine Reaktion war einfach: „Ich kann den hier nicht liegenlassen!“ So will Jesus Nächstenliebe: nicht kalkulierend, sondern spontan, selbstverständlich; nicht religiös kompliziert, sondern schlicht menschlich.

Auch in der zweiten Geschichte, in der ein Samariter als vorbildlich dargestellt wird, in der Erzählung von der Heilung der 10 Aussätzigen, geht es um dasselbe Grundanliegen. Der eine, ein Samariter, kehrt zu Jesus zurück, um ihm zu danken. Auch hier spielen religiöse Regeln keine Rolle. Das Gebot forderte nämlich: Hingehen zu den Priestern, die auch eine Art Gesundheitsbehörde waren, und sich gesundschreiben lassen. Vom Bedanken stand nichts im Regelbuch. Aber der Samariter tat es: „Ich kann doch nicht wortlos weitergehen. Ich muss mich unbedingt bedanken für die Heilung, die mir mein Leben zurückgegeben hat.“ Das ist ein schlichter menschlicher Impuls.

Und gerade um solche Impulse geht es Jesus in seinen Grundwerten für das Menschseins: von innen heraus, ohne religiöses Regelbuch im Kopf, ohne auf Verdienst zu schielen, sondern das menschlich Simple einfach tun.

Als Vorbilder dafür boten sich in seiner Lebenswelt unter anderen die Samariter an. Denn, wie gesagt: Ihr Leben war nicht durch ein religiöses Korsett geformt und verformt.